

Dank der Preisträgerin

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Mitglieder der Jury, liebe Gäste,

es ist mehr als eine Ehre, heute in diesem schönen Saal hier vor Ihnen zu stehen. Es ist ein Zeichen der Hoffnung. In den finstersten Zeiten ist die Hoffnung bisweilen das Einzige, was uns bleibt – das Einzige, was zwischen uns und dem Zerfall steht, dem moralischen und metaphysischen Nichts. In diese Lage können einzelne Menschen, Gruppen von Menschen oder ganze Gesellschaften geraten. Um so dankbarer sind wir, wenn sich zeigt, dass wir in der Finsternis nicht allein sind: Wir werden gesehen und gehört, unsere Stimme kann etwas bewirken – jemand will begreifen, wofür wir stehen, jemand will verstehen.

Meine Stimme ist zu hören, und dafür bin ich unendlich dankbar. Mein Dank gilt denen, die alles getan haben, damit sie in der deutschsprachigen Welt wahrgenommen wird: meinem Verlag Suhrkamp, meiner wunderbaren Lektorin Katharina Raabe, meiner unglaublichen Übersetzerin Olga Radetzkaja, der großen Ilma Rakusa – ihnen allen, deren Anwesenheit mich heute glücklich macht. Ich bin all denen dankbar, die meine Bücher gelesen und darüber geschrieben haben, und in einem umfassenderen Sinn jener deutschen Kultur, für die das lebhafteste Interesse an Texten aus anderen Ländern und Sprachen ein selbstverständlicher, notwendi-

ger Teil des Alltags ist. Und natürlich gilt mein Dank den Experten und der Jury des Leipziger Buchpreises zur Europäischen Verständigung, die ihre Entscheidung in diesem Jahr, dem zweiten Jahr des großangelegten russländischen Angriffskriegs gegen die Ukraine getroffen haben. Diese Entscheidung ist nicht nur eine mutige und barmherzige Geste, sie ist ein Aufruf zum Verstehen und Unterscheiden.

Ich bin durch Geburt und Staatsangehörigkeit an ein Land gebunden, das Europa heute in die Vergangenheit zurückzuzerren versucht – zurück an einen Punkt Mitte des 20. Jahrhunderts, an dem die Sprache des Hasses sich anschickte, zur Weltsprache zu werden. Zugleich gehöre ich zu denen, die Russisch schreiben und die Sprache um der Zukunft willen neu zu formen versuchen – wie viele meiner Kolleginnen und Kollegen bemühe ich mich, den Kräften zu widerstehen, die sie als Werkzeug der Gewalt und des Todes missbrauchen. Ich glaube daran, dass die Zukunft jeder Sprache in der Vielgestaltigkeit und Unabgeschlossenheit liegt, in dem Umstand, dass sie weder einem Staat noch einer Landschaft oder einer Volksgruppe jemals ganz gehört, dass sie sich vielmehr gemeinsam mit jedem, der sie in welchem Land der Welt auch immer sprechen oder schreiben will, verändert und erneuert. Was mich aber besonders beeindruckt und berührt hat an der Wahl der Jury – einer Wahl, wie gesagt, die in einem schwarzen Jahr für Europa getroffen wurde, einem Jahr der Verwüstung, der Ängste und des Verlusts: Zum ersten Mal in seiner Geschichte wird der Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung für einen Gedichtband verliehen, für ein poetisches Statement.

Was bedeutet das – für mich, für Sie, für uns, für all jene, die sich heute Texten und Büchern zuwenden auf der Suche nach etwas Neuem, etwas, das auch uns selbst erneuern

wird? Kann es sein, dass Gedichte – mit ihrer begrenzten Leserschaft, ihren kleinen Auflagen, ihrer eigentümlichen Art, die Welt und ihre Wunder zu betrachten – sich als wichtig erweisen, als notwendig sogar, gerade in Zeiten des Krieges? Es scheint, als wäre gerade heute, zwischen all dem nie derdrückenden Schmerz, die Poesie jene Instanz, die nicht aufhört, Fragen zu stellen und uns wieder und wieder an die Existenz des Anderen erinnert, an die Notwendigkeit einer Verbindung zwischen den Menschen, einer Europäischen Verständigung, einer Verständigung überhaupt – und daran, dass das Scheitern nicht das letzte Wort hat.

Es gehört zu den ältesten Eigenschaften der Dichtung, dass sie dank ihrer Klanglichkeit lange nachhallt. Kein Vers steht für sich allein, keiner bleibt unerwidert – er ist Frage und Antwort zugleich, er widerspricht dem, was andere Dichter, Vorgängerinnen und Zeitgenossen gesagt haben, und er zweifelt nicht daran, dass er gehört wird und in die Zukunft hineinreicht. Auf welche Weise? Wer weiß – als Bruchstück vielleicht, als Zitat, als Teil einer Anthologie, als Textbeispiel einer toten Sprache, die sich nicht mehr entschlüsseln lässt. Am häufigsten gehen Gedichte in die Zukunft ein wie totes Gras in den Boden – sie werden zu Humus, zu Erde, zu dem Stoff, aus dem anderer Leute Texte wachsen. Das und nichts anderes tun Gedichte: Sie sprechen miteinander, sie reagieren und korrespondieren, reimen und zitieren. Sie werden Teil eines großen, weltweiten Gesprächs, das niemals aufhört, auch wenn eine der beteiligten Sprachen verstummt oder verblasst.

Das klingt tröstlich und doch auch hoffnungslos: Wir wissen nur zu gut, dass Dichtung nichts bewirkt, wie es bei W.H. Auden heißt. *Poetry makes nothing happen*, diesen Satz zitieren auch Leute, die gewöhnlich keine Lyrik lesen – und nicht ohne Grund. Er enthält das ganze Ausmaß der Enttäuschung (von uns selbst und unseresgleichen, von der

Menschheit insgesamt), die das verheerende 20. Jahrhundert über uns gebracht hat. Heute, da sich niemand mehr vormachen kann, er lebte in einem post-katastrophischen Zeitalter – die Katastrophe ist wieder da, sie breitet sich aus in unseren Köpfen und Leben –, ist es niederschmetternd, sich die eigene Machtlosigkeit einzugestehen. Die Katastrophe war nie verschwunden, aber viele glaubten, die kleine europäische Welt wäre vor ihr sicher. Jetzt kann sie keiner mehr ignorieren. Was soll man da von der Dichtung erwarten? Hat sie noch irgendeinen Nutzen? Können Gedichte überhaupt irgendwie helfen, Unheil abwenden, bessere Menschen aus uns machen, etwas ausrichten? Das Einzige, was sie tun können, ist die Arbeit des Zeugnis-Ablegens und Trauerns – doch ist das denn genug?

Auden schrieb seine Zeilen 1939, am Vorabend des Zweiten Weltkriegs. Etwa zur selben Zeit erklärte der russische Dichter Daniil Charms, ein Gedicht müsse man so schreiben, *dass die Scheibe zerbricht, wenn man es aus dem Fenster wirft*. Charms selbst starb im Februar 1942 im belagerten Leningrad, er verhungerte in einer Gefängniszelle. Die Poesie hat ihn nicht gerettet – weder seine eigenen Gedichte noch die von Auden, noch die gesamte Menschheitsdichtung bis zu diesem Tag. Das Fenster ist nicht zerbrochen, das Gefängnis hielt stand.

Genauso wenig haben Gedichte von heute oder von damals, von wann auch immer Butscha und Mariupol verhindert, oder die Bombardements ukrainischer Städte und die zahllosen Toten. Während ich in meiner russischen Sprache schreibe und nachdenke, töten russische Truppen Ukrainer, die Ukrainisch sprechen, ebenso wie Ukrainer, die Russisch sprechen. Die Sprache der Gewalt ist international: Um sie zu beherrschen, genügt es, andere Menschen nicht hören und nicht verstehen zu wollen.

Während ich hier vor Ihnen stehe, verbüßt der Histori-

ker Juri Dmitrijew, der Leiter der Organisation Memorial in Karelien, jener Juri Dmitrijew, der die Geschichte in der Sprache der Gegenwart zum Sprechen gebracht hat, eine fünfzehnjährige Haftstrafe in einem russischen Lager. Unter den politischen Gefangenen, die in Russland für die Teilnahme an einem Protestmarsch, für ihre Unterschrift unter einer Petition, für das Teilen eines Witzes im Netz in Haft sind, ist auch Alexej Moskaljow, der zu zwei Jahren Straflager verurteilt wurde, weil seine 12jährige Tochter in der Schule ein Bild gegen den Krieg gemalt hatte: Das Mädchen kam ins Waisenhaus, der Vater ins Gefängnis. Die Sprache der historischen Tatsachen ist für den russischen Staat ebenso gefährlich wie die Sprache der Bilder, also werden beide für illegal erklärt. Demokratische Wahlen und unabhängige Berichterstattung gelten nicht als normaler Teil des Alltags, sondern als kriminelle Handlungen. Die Sprache, die der russische Staat spricht, ist eine Sprache von Unterdrückung und Tod, Korruption und schamloser Bereicherung, die Sprache der Polizeiprotokolle und Gerichtsurteile: der leblose Jargon einer permanenten Gewalt, die jeden Gedanken an Zukunft auszulöschen sucht.

Ich spreche und schreibe in einer Sprache, die das Leben der Anderen auslöscht und sich dadurch selbst zerstört.

Paul Celan hat in seiner Bremer Rede vor vielen Jahren davon gesprochen, wie und um welchen Preis er sich sein Deutsch bewahrt hat, seine Muttersprache im unmittelbarsten Sinn: die Sprache seiner Mutter, die ihm in die Wiege gelegt wurde, ein Geschenk ohne Zweifel und Vorbehalt. Es war dieselbe Sprache, die zum Werkzeug der Vernichtung seiner Familie und der Zerstörung der Welt um ihn herum wurde, die Anteil hatte an der Ermordung seiner Mutter. Und es war eben diese Sprache, in der er weiterhin schrieb. Hatte er je eine andere Wahl? *Erreichbar*, sagt Celan, *nah und unverloren blieb inmitten der Verluste dies eine: die Sprache*. Sie war





alles, was ihm blieb: Eine Sprache, die dekonstruiert, geläutert und am Leben gehalten werden musste, eine Sprache, die Hilfe brauchte, um zu sich selbst zurückzufinden.

Sie, die Sprache, blieb unverloren, ja, trotz allem. Aber sie musste nun hindurchgehen durch ihre eigene Antwortlosigkeit, hindurchgehen durch furchtbares Verstummen, hindurchgehen durch die tausend Finsternisse todbringender Rede. Sie ging hindurch und gab keine Worte her für das, was geschah; aber sie ging durch dieses Geschehen.

Es ist fünfundsechzig Jahre her, dass diese Worte geschrieben wurden, und ich möchte sie jetzt auf Russisch wiederholen, in der wunderbaren Übersetzung von Boris Dubin – in meiner Muttersprache, wie ich sie zuerst gelesen habe, in einem anderen Zeitalter in Moskau: *Язык — наперекор всему — уцелел. Однако ему пришлось пройти через собственную беспомощность, пройти через чудовищную немоту, пройти через бесконечные потемки речи, несущей смерть.* Deutsch war nicht die erste und nicht die letzte Sprache, die durch Stummheit, durch unzählige Deformationen, durch die Unmöglichkeit des Sprechens hindurchgehen musste, um zu etwas Neuem zu werden.

Doch meine Position ist mit der von Celan nicht vergleichbar. Am Punkt der Entscheidung stehen heute jene ukrainischen Dichter, die auf Russisch schreiben: Ihre Heimatsprache erweist sich plötzlich als Sprache des Feindes, des Todes, als Aggression. Manche entscheiden sich, sie aufzugeben und nur noch auf Ukrainisch zu schreiben. Das ist ein gewaltiger Schritt, und ich kann mir den Schmerz, der dahintersteht, kaum vorstellen.

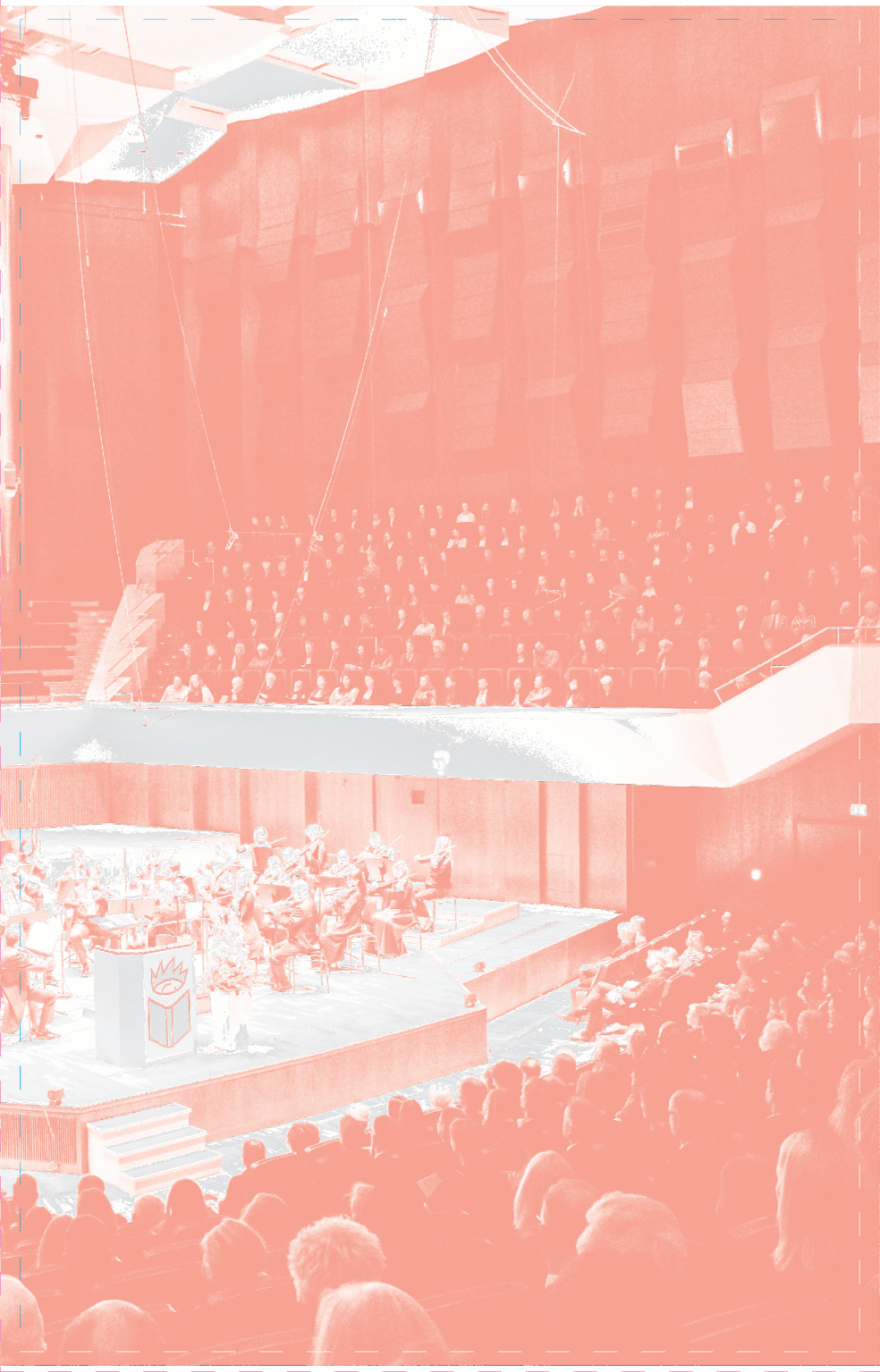
Doch was tun, wenn man diese Wahl nicht hat? Was tut man dann, wenn die eigene Sprache sich in ein Medium des Todes, des Wahnsinns, der Barbarei verwandelt? Wenn sie wie in einem Laborversuch absichtlich mit dem tödlichen Virus der Vergangenheit infiziert wird, so dass deren Krankheiten sich eine nach der anderen über die Erde ver-

breiten, wie Pest oder Pocken? Sind wir dazu verdammt, das 20. Jahrhundert wieder und wieder zu durchleben, mit seinen Gefängnissen, Konzentrationslagern und Propagandamaschinen, seinen Grabenkriegen und Flächenbombardements? Was tun, wenn der Stoff, das Gewebe der Sprache plötzlich fadenscheinig wird und den Blick freigibt auf die verborgenen Schichten latenter und offener Gewalt, die in ihr aufbewahrt sind und nach außen drängen? Das Einzige, was vielleicht hilft, ist das Wissen, dass ich nicht allein bin: Die Arbeit des Verstehens wird, wie die Arbeit der Dichtung, nie allein getan.

Ein Lieblingsbild von Celan war die Metapher der Flaschenpost, die er von Ossip Mandelstam übernommen hatte: ein Brief an eine Person, die es noch nicht gibt, ausgesendet ins Unbekannte, in der Hoffnung auf Aufmerksamkeit (ein wichtiger Begriff für Celan) und Verständnis. Die schwere-losen Fäden des Verstehens, die sich zwischen Texten, zwischen Sprachen, über klaffende Leeren spannen – irgendwie, kaum merklich, ganz langsam heften sie unsere Welt trotz allem zusammen, stellen Verbindungen her, schlagen Brücken, flicken das zerrissene Gewebe.

Aufmerksamkeit und Verständnis, das scheint eine Kleinigkeit. Doch genau genommen gibt es nichts Wichtigeres, für unsere Worte wie auch für uns selbst. Heute, da die russische Sprache mehr und mehr diasporisch wird – eine Sprache der Entwurzelung, des Exils, der Zerstreuung –, braucht sie keine Norm mehr widerzuspiegeln, braucht Veränderungen, Grammatikverstöße und Fehler nicht mehr zu fürchten. Sie wird leben, wie es sich ergibt, in einem vielsprachigen vielsprachigen Raum neben Belarussisch und Arabisch, Farsi und Türkisch, Deutsch und Armenisch, und sich zwischen Welten und Grenzen hin und herbewegen. Alles, was wir brauchen, ist die Hoffnung, das Gespräch fortzusetzen – teilzuhaben an der universellen Arbeit des





Verstehens, übersetzt zu werden aus dem Lokalen ins Globale. Für Paul Celan gab es – Sie erinnern sich – keinen großen Unterschied zwischen einem Gedicht und einem Händedruck, zwischen Denken und Danken. Ich bin allen, die heute hier sind, zutiefst dankbar: für die seltene Freude des gemeinsamen Denkens über verschiedene Sprachen und Verse hinweg – und dafür, dass die Antwort auf ein Gedicht auch in den finstersten Zeiten ein Händedruck sein kann.

Aus dem Englischen übersetzt von Olga Radetzkaja